

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **26 (2019)**

Heft 287

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur

Hundertmeterbild

Teufelstanz

Wortlautlesen

Tod dreier Helden

Erotische Bibliothek

Hoselotteri

Frauenfest

Fairnessfilm

Ein Gefühl der Wut

Das Bild ist zu gross für ein Museum. 4,40 mal 140 Meter misst *Die Umgebung der Liebe* von Martin Disler. Jetzt ist das Werk nach über dreissig Jahren zum ersten Mal wieder zu sehen.

Text: Ursula Badrutt



Martin Disler, *Die Umgebung der Liebe*, 1981, im Bündner Kunstmuseum. (Bild: Ralph Feiner)

Fast könnte man denken, dass der Museumserweiterungsbau in Chur in Abstimmung mit dem Format dieses unendlichen Werks geplant wurde. Entstanden ist *Die Umgebung der Liebe* 1981 im Württembergischen Kunstverein in Stuttgart. 1987 wurde das Panorama an demselben Ort für wenige Tage erneut entrollt. Danach sind die vier Nesselstoffbahnen im Atelier von Martin Disler beziehungsweise im Nachlass verschwunden.

2007 hat die Gottfried-Keller-Stiftung das monumentale Gemälde erworben. In jenem Jahr bekam das Schaffen des 1949 geborenen und 1996 an den Folgen eines Hirnschlags gestorbenen Künstlers neue Aufmerksamkeit – mit einer Ausstellung im Aargauer Kunsthaus, einer umfassenden Werkmonografie, einer Webseite. Er war ein Gefeierte, hoch gehandelt, bald vergessen – ein Einzelgänger. Dass das Panoramabild «ohne Anfang und ohne Ende» nun in Chur zu sehen ist, gleicht einer Sensation. Und es stellt die Frage nach der Aktualität dieses Werks heute.

Ein klarer Plan, ein Rausch

Entstanden ist *Die Umgebung der Liebe*, wie andere Werke von Martin Disler, mit klaren Vorgaben an sich selbst als Herausforderung. Überforderung als Mittel zum Kontrollverlust: Die monumentale Malerei soll innerhalb von vier Nächten fertig werden, jede Nacht eine Wand. So entstand 1989 auch *Usura*, die Wandmalerei in der Universität St.Gallen, in einer einzigen Nacht.

In Stuttgart liess sich Martin Disler abends zusammen mit seiner Partnerin, der Künstlerin Irene Grundel, im Kunstverein einschliessen. Dann begann die Performance, ein Tanz über die am Boden ausgelegte Malfläche, ein Rausch. Sie sass auf einer über vier Meter hohen Leiter, dirigierte ihn, feuerte ihn an, fotografierte. Ihr verdanken wir die Bilder, die diesen Prozess, diesen Rausch festgehalten haben. Besen, Spachtel, Hände, den ganzen Körper nutzte er zum Malen. Für ihn war es ein Gemeinschaftswerk.

«Panorama-Bild – eine alte Lust von mir», schrieb Disler in einem Brief im Vorfeld der Ausstellung. Und weiter: «Sexpanorama, monströse Liebespaare – Sittengeschichte». Skizzen dazu machte er praktisch keine, es ging um den Moment vor Ort. Doch keine Sex- und Erotikorgie ist entstanden. Vielmehr ist es ein Rundum von Gewalt, von Gewehren, Harpunen, Todesschwadronen, von Monstern, Kampfstiefeln, U-Booten. Dazwischen das liebevoll über die glückselige Fratze leckende Pferd, Lust, ekstatische Körper.

Gestartet ist Disler mit der Vase, gefüllt mit düsteren Zeichen, als wäre es die Büchse der Pandora. Der linkerhand anschliessende Frauenkörper ist hell, die Brüste wogen, die Scham ist offen wie ein Trichter. Doch was tut der eine Arm? Das ist keine Liebko- sung. Die Hand greift aus, wird zum Tentakel, reisst einer anderen Figur den Kopf ab. Aus dem Blut wächst eine nächste Gestalt. Auf der anderen Seite schüttet eine Barke Gestalten in die leere Ecke, dem Monster vor das Maul.

Archaisch und aktuell

Mehr als die Liebe selber malte Disler die Umgebung der Liebe – eine Schlacht. Man denkt an mittelalterliche Dämonendarstellungen, den *Triumph des Todes* aus dem 15. Jahrhundert in Palermo, Picassos *Guernica* von 1937. Es ist die Aussenwelt, die zu dem im Raum eingeschlossenen Liebespaar dringt. Es ist Stuttgart, wo Harald Nägeli festgenommen und Demonstrationen niedergeschlagen wurden. Es ist auch Zürich, wo Martin Disler damals lebte, ein Atelier in der Roten Fabrik hatte und *Molotow-Cocktail* malte. Es ist die Zeit der Jugendunruhen, es herrscht Kalter Krieg, Kommerz, Konsum. Ein Gefühl der Wut habe ihn angetrieben, erinnert sich Disler im Gespräch zu *Die Umgebung der Liebe*. Und: «Es war auch eine Verzweiflungssache.»

Und heute? Es ist dieses Archaische der Bildsprache und das Anarchische, die Rauheit, das Ungeglättete, das Disler für die Darstellungen von Krieg benutzte, von Machtmissbrauch und in die Flucht Getriebenen, das sich mit dem aktuellen Zustand der Welt verbindet. Und das Bedürfnis, Liebe schützen zu müssen.

Anders als damals in Stuttgart, wo der Zugang unmittelbar von aussen ins Innere durch einen Schlitz im Bild selber war, gelangt das Publikum in Chur über den mittigen Zugang in den Raum. Die Sicht ist parzelliert. Wir müssen uns der Malerei entlang bewegen, geraten ihr nah, werden weggedrängt, umkreisen in Wellenbewegungen diese Membran zwischen Innen und Aussen, Innerem und Äusserem. Im Schlusssatz seines kurz nach Vollendung des Werks entstandenen Textes zitiert Martin Disler Ludwig Hohl: «Es gibt in der Kunst kein Inneres oder Äusseres. Wo Kunst ist, ist lauter Inneres aussen.»

Die Umgebung der Liebe: bis 26. Mai, Kunstmuseum Chur

buendner-kunstmuseum.ch

Tanz mit dem Teufel

Das neue Album der Velvet Two Stripes, *Devil Dance*, lebt von harten Blues-Riffs. Am Sound der drei St.Gallerinnen ist nichts Revolutionäres, aber er ist definitiv gereift.

Text: Roman Hertler

Sich neu zu erfinden war definitiv nicht das Ziel der Velvet Two Stripes. Unbeweglich bleiben die drei St.Galler Blues-Rockerinnen deswegen noch lange nicht, wie sie auf ihrem zweiten Album *Devil Dance* unter Beweis stellen. Das Writing und die Arrangements sind seit der EP *Got Me Good* (2017) – und seit ihrem Erstling *VTS* (2014) so wieso – gereift.

Das Rezept bleibt dasselbe: eine klassisch-minimalistische Rockbesetzung (Gitarre-Bass-Schlagzeug-Gesang), eine schnoddrige Attitüde und harte Bluesriffs mit viel Fuzz, die hörbar in ausufernden Jam-Sessions entstanden sind, und nicht im stillen Kämmerlein erdacht und mühsam zusammenkomponiert wurden.

Velvet Two Stripes machen bis heute keinen Hehl daraus, woher ihre musikalische Inspiration kommt. Noch immer haben sie ihre Wurzeln in den Rolling Sixties und Seventies, und deren Wiedergeburt in der Indie-Welle der Nullerjahre. Da klingen Janis Joplin und Velvet Underground ebenso mit wie Jack White oder Wolfmother. Musikalisch dreht sich alles um Sara Diggelmanns Leadgitarre, kraftvoll sekundiert von ihrer Schwester Sophie (Gesang und Rhythmusgitarre) und Franca Mock (Bass und Backing Vocals).

Immer geradeaus

Der Song *Devil Dance* erschien zwar schon auf der EP vor zwei Jahren. Da er aber auf den Punkt bringt, was die Band seit jeher ausmacht, sollte der Song jetzt wieder mit aufs Album und ihm gleich auch seinen Namen geben. Darin geht es um den Ausbruch aus der inneren und äusseren Enge. Es ist ein wütender Schrei nach Freiheit.

Devil Dance ist weit entfernt auch eine Reminiszenz an den legendären Ur-Bluesgitarristen Robert Johnson, den King of the Delta Blues, der seine Seele dem Teufel verkauft haben soll, um besser Gitarre spielen zu können. Mit dieser Leder-, Teufel- und Whiskey-Ästhetik kokettieren die drei St.Gallerinnen noch immer, ohne sich dabei irgendwo anzubiedern. Dieser Lack blättert nicht. Sie gehen aufrecht weiter, ohne nach links und rechts zu blicken.

Auch textlich bleiben sich die Velvet Two Stripes treu: Sie verzichten auf politische Statements oder tiefenphilosophische Abhandlungen. Die Texte, die immer erst nach der Musik entstehen, behandeln Themen und Gefühle, die die meisten kennen: Rausch, Kater, Liebe, Schmerz.

Für einige mag das abgedroschen klingen. Das dürfte den Stripes aber herzlich egal sein. Sie haben sich in dem, was sie tun, gefestigt, und das hört man. Es sind zwar immer noch dieselben Riffs, wie man sie schon vor 20 und 50 Jahren gehört hat. Aber sie machen eben noch immer Spass.

Die Velvet Two Stripes haben ihren Sound gefunden, und der kommt sehr gut ohne Schnickschnack und viel Instrumentengeplänkel aus. Gitarre einstöpseln und ab die Post. Da und dort hat sich Produzent Tim Tautorat (Manic Street Preachers, Annenmaykantereit, Turbostaat, The Hirsch Effekt) aus den Berliner



Velvet Two Stripes im Berliner Aufnahmestudio: Sara Diggelmann, Franca Mock und Sophie Diggelmann (v.l.). (Bild: Thomas Neukum)

Hansa Studios zwar zu der einen oder anderen Orgeleinlage hinreissen lassen – beispielsweise im pompigen Intro des Openers *Gypsy* oder dem psychedelisch-schwelgenden Zwischenteil von *Madeline*. Das kommt zwar gut daher, unterstützt aber letztlich nur und wird nie zum tragenden Element. Auch hierbei bleiben sich die St.Gallerinnen treu: Was live nicht mit Gitarre, Bass und Drums umsetzbar ist, bleibt weg.

Vielschichtiger als die Vorgänger

Ein wichtiges neues Stilelement auf *Devil Dance* sind die öfters zum Einsatz kommenden Percussion-Elemente. Eggs, Shakers und vor allem die Cow Bells bringen dem Sound zusätzliche Dynamik. Zum Groove trägt wesentlich der Bündner Drummer Carlo Caduff bei, der die Velvet Two Stripes einige Zeit auf Tour begleitete, sich dann aber fix in Berlin niedergelassen hat. *Devil Dance* und *Got Me Good* hat er im Studio eingespielt. Live trommelt seit gut eineinhalb Jahren aber Dave Flütsch, ebenfalls ein Bündner. Zeichnet sich da ein Drummer-Beuteschema ab?

Das Album ist bei aller Geradlinigkeit vielschichtiger als die Vorgänger. Da sind durchaus Schlenzer möglich in leicht verlangsamt Stonerrock-Gefilde wie in *Lizard Queen* oder im hallgeschwängerten Refrain von *Somebody's Fool*. Gefällig ist etwa auch das arabeske Solo abseits des gängigen Bluesschemas in *Sister Mercy*. Die Velvet Two Stripes experimentieren da und dort, ohne sich einem avantgardistischen Anspruch anzubiedern. Synthie und Drum-Machine dürfen getrost in der Mottenkiste bleiben. *Devil Dance* ist ehrlich, direkt und rau – und macht Lust auf Liveauftritte. Einer der nächsten ist beispielsweise am Saitenjubiläum am 6. April im ehemaligen Kino Rex. Kommt vorbei!

Velvet Two Stripes: *Devil Dance*, erschien als self-release am 8. Februar und ist auf diversen Online-Plattformen erhältlich.

velvettwostripes



Dä
**BENI
WÜRTH**
STÄNDERAT

... weil er inspirierend ist und sich für die Kultur tatkräftig engagiert.» Barbara Schlumpf, Regisseurin, Uznach

... weil er mit Paul Rechsteiner zusammen die Interessen des Kantons sehr gut vertreten wird.» Josef Kofler, Kantonsrat SP, Uznach

... weil innovative Landwirtschaft und die Stärkung der gesamten Wertschöpfungskette für ihn wichtige Themen sind. Für mich ist Beni deshalb die erste Wahl.» Hans Oppliger (EVP), ehem. Kantonsrat, Frümسن

... weil er kompetent ist, eine ganzheitliche Politik betreibt und ein liebenswürdiger Mensch ist.» Albert Nufer, ehem. Gemeinderat/Kantonsrat, St.Gallen

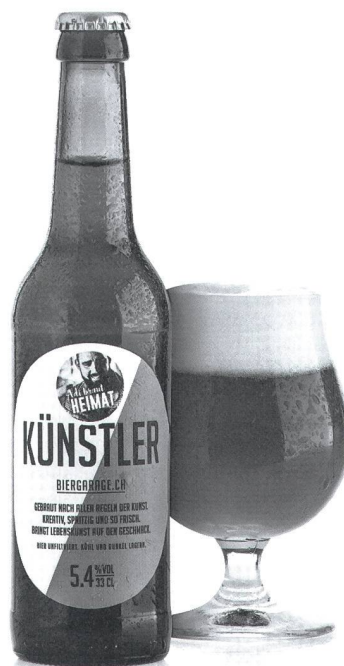
... weil er ein Mann der Tat ist und auch der städtischen Kulturszene starke Impulse gegeben hat.» Francisca Moor, Leiterin Kultur, Rapperswil-Jona

... weil eine vielfältige Ostschweiz Persönlichkeiten im Ständerat braucht, die zahlreiche Facetten haben.» Andy Senn, Architekt

... weil das Verständnis für die Anliegen der Gemeinden und der Städte im Ständerat zentral ist. Beni ist für uns ein sicherer Wert.» Susanne Hartmann, Stadtpräsidentin, Wil

453 weitere Persönlichkeiten empfehlen Beni Würth zur Wahl als Ständerat: www.beni-wuerth.ch/komitee

**IN JEDEM VON
UNS WOHT EIN
KÜNSTLER.
PROBIER DOCH
MAL UNSER
INSPIRATIONS-
GEBRÄU UND DU
KOMMST AUF
UNGLAUBLICHE
IDEEN.**



BIERGARAGE.CH
DIE BRAUMANUFAKTUR

Warmlesen vor dem Vorlesen

Das Literaturfestival Wortlaut setzt auf Entdeckungen. Wer sind die noch wenig Bekannten, die nach St.Gallen kommen? Was haben sie zu erzählen? Ein Warmlesen durch erste Sätze.

Text: Eva Bachmann

Er: Ich schtogle bim Usschtiige / flüüg i uf d Frässe / und lig den doh / ufem Latz / und de ganze Längi noh / ufem Perron.

So beginnt das Wortlaut-Festival: mit *Mondscheiner* von Andri Beyeler (Jahrgang 1976). Mundart in Ehren und gar nichts gegen Schaffhauser – aber muss Mundartliteratur immer gleich derb sein? Ist das Unflätige das Unverwechselbare von Schweizerdeutsch? Andererseits ist «schtogle» ein ganz feines Wort, das den kleinen Unmut in die Schranken weist. Und überhaupt verspricht dieser Satz eine Geschichte über ein Heimkommen, das von allem Anfang an kein geglücktes sein kann. Sogar der Zeilenfall ist ein Stolperer: Hier wird rhythmisiert, deklamiert, monologisiert wie im Theater. Tatsächlich war *Mondscheiner* zuerst ein Bühnenstück, 2009 in Basel uraufgeführt. Nun ist die Buchfassung in der Edition Spoken Skript unter der treffenden Genrebezeichnung «Ballade» erschienen. «Er», «der Andere» und «die Eine» stürchen und troolen durch dieselbe Stadt, landen in derselben Beiz, luegen sich an und verpassen sich doch. Ihre Texte sind sinnigerweise links, mittig und rechts gesetzt, zu einem Dialog finden sie nicht. Mani Matter und Edward Hopper lassen grüssen.

Ich stamme aus einer alten und sehr reichen Berner Familie.

So klingt der Einstieg in *Der letzte meiner Art*, das Romandebüt von Lukas Linder (geboren 1984 im Kanton Zürich). Das kann nicht sein Ernst sein, die Buddenbrooks sind seit über 100 Jahren tot! Die Ironie liegt allerdings weder im «alt» noch «sehr reich», denn das trifft zu: Der Urahn war ein Schlächter von Marignano, der Vater ist Wimpelfabrikant, die Mutter eine Frau von Welt mit tätowiertem Rücken. Der Unernt kündigt sich also mit dem Personal an. Die «enttäuschende Pointe» dieser Familiengeschichte ist das Ich, Alfred von Ärmel. Genauso trocken wie im ersten Satz erzählt er seine Kindheit und Jugend als Verlierer auf der ganzen Linie. Die einfachen Sätze entsprechen seinen einfachen Wünschen: Erfolg und Freunde, beides absolut unerreichbar. Dieser Alfred ist ein Simplicissimus, der in lauter komische Situationen hineingerät und doch nie an die Lächerlichkeit veratert wird. Und dies, obwohl Lukas Linder mit seinen vielen absurden Einfällen den Text durchaus auf Lacher angelegt hat.

Der Tag, an dem Paula feststellt, glücklich zu sein, ist ein Sonntag im März.

Mit diesem Satz könnte ein Feel-Good-Roman anfangen. Dafür ist er aber zu komplex, was vermuten lässt, dass der Glückszustand alles andere als selbstverständlich ist. Der Titel *Die Liebe im Ernstfall* setzt denn auch einen Kontrapunkt zum Unernt Linders. Es geht in diesem Roman um die Liebe, aber der Ernstfall meint das Leben, und das verteilt die Gefühle nun einmal nicht gerecht. Daniela Krien (Jahrgang 1975, lebt in Leipzig) erzählt in einem Schnitzler'schen «Reigen» aus den Perspektiven von Paula, Judith, Brida, Malika und Jorinde. Ihre Lebenswege laufen parallel und überkreuz, Männer werden weitergereicht. In so einer Anlage muss auf jede glückhafte Verbindung eine Trennung folgen – oder zumindest eine halbe. Denn Unentschiedenheit zwischen mehreren Beziehungen ist eine der möglichen Paar-Spielarten unserer Zeit. An diesem Zeitgeist ist Krien nah dran, und das macht



ihre Geschichten glaubhaft, man liest flüssig vorwärts. Dass der Verlag eine Reflexion über die vielen Freiheiten nach dem Fall der Mauer ankündigt, bleibt jedoch hoch gegriffen.

Jeden Samstag wird die Gasse gekehrt.

Kopfsteinpflaster, Blumenrabatte und Gartentor, dazu zwei Töne Musik, alles in schwarzweiss und pink koloriert. Das Bild gehört zum ersten Satz, denn es geht um die Graphic Novel *Wie versuchte, ein guter Mensch zu sein* von Ulli Lust (geboren 1967 in Wien).

Die geordneten Verhältnisse, in denen Saubermachen zu guter Laune führt, sind natürlich nur Folie. Bald bricht Ulli ins Bild ein. Der Name ist nicht zufällig, es handelt sich um den dritten Teil einer autobiografischen Arbeit. Mit Ulli kommen schnell auch Themen wie Rabenmütter und Künstlerprekariat, Scheinehen mit kurdischen Freiheitskämpfern oder der Umgang der Wiener mit ihren jüdischen Nachbarn aufs Tapet. Der Geschichte über den politisch korrekten Gutmenschen in einer unübersichtlichen Zeit fehlt es weder an Themen noch an Kontroverse, und die Bilder mit dem kräftigen Strich sind eine Augen-Lust.

Ich hatte Ja gesagt. Double-Oui und Ja gesagt. Ja.

Lyrik gibt es auch am diesjährigen Wortlaut. Monika Rinck (geboren 1969, lebt in Berlin) liest aus *Alle Türen*. Dass das erste Gedicht mit einem vollständigen Satz beginnt, stellt keine Ausnahme dar. Diese Lyrik macht für einmal viele Worte, dicht ist sie hingegen in der Folge von Bildern auf wenig Raum. Das wiederkehrende Motiv der Tür stiftet Rinck zu einer Fülle von Bezügen und Gedanken an. Das erste Gedicht führt zu Karl Kraus und den Doppeltüren der Operette, später geht es um die Türe als Übergang, einmal um die Herkunft des Worts «porte»... Eine geschlossene Tür bedeutet Sicherheit, eine geöffnete hingegen Durchzug und Frischluft. Mit diesem Buch verhält es sich ähnlich. Ja, öffnen. Und tief durchatmen.

«Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne», könnte man mit Hermann Hesse sagen und damit gleich noch auf die Lesung vom Sonntag verweisen. Silver Hesse, der Enkel des Dichters, liest im Würth-Haus Rorschach im Rahmen von Wortlaut und der dortigen Hesse-Ausstellung. Fortsetzungen zu den hier vorgestellten fünf von Duzenden von Anfängen gibt es am Festival – und natürlich auch in den Büchern.

Literaturfestival Wortlaut: 28. bis 31. März, diverse Orte in St.Gallen

wortlaut.ch

Mehr dazu: saiten.ch/wortlaut-19-neue-koefpe-neue-stimmen/

«Irgendwann werde ich mein Schweigen in Worte umsetzen, irgendwann»

Zum Gedenken an den Autor und Verleger Werner Bucher, geboren 1938 in Zürich, gestorben 2019 in Heiden.

Text: Rainer Stöckli



Werner Bucher. (Bild: Boris Bürgisser/«Luzerner Zeitung»)

IRGENDWANN WERDE EINER SEIN SCHWEIGEN IN WORTE UMSETZEN. Mit dieser Voransage – wars gar ein Versprechen? – endet Werner Bucher am 13. Januar 2005 einen kurzen, nur eben zehnzeiligen Text. Veröffentlicht ist er in der ersten Abteilung seiner selbstverlegten *Rütegger Gedichte*. Bucher hat seine lyrischen Texte eher selten datiert; in der hier angeführten Sammlung, dem fund-orte-Band 36, sind Datierungen augenfällig. Ursache dafür möchte gewesen sein, dass es sich hauptsächlich um Überarbeitungen aus den Jahren 2003 bis 2010 handelt. Für die zweite Abteilung in ebendem Band (Oberegg 2011) hat Bucher übrigens geltend gemacht, er sei zum Dichten von Irene Bosshart und Werner Mettler «angestiftet» worden. Solchen Anstoss dürfte er nicht oft nötig gehabt – und zugegeben – haben; Bucher hat unentwegt geschrieben, gedichtet, erzählt, veröffentlicht. Wortkarg geworden, dann verstummt ist er erst in seinen letzten Jahren.

DAS SCHWEIGEN IN WORTE UMSETZEN... Vierzehn Jahre und zwei Tage nach dem Notat des «Vorsatzes» ist Werner Bucher verstorben. Es wird keine Anmassung sein, dass wir Lebendigen nun die Hauptwörter der besagten Zeile umgekehrt besetzen, gewissermassen übers Kreuz: Mitte Januar 2019 hat Einer sein zeitlebens passioniertes Wortemachen in Schweigen umgesetzt.

DAS WORTEMACHEN, DAS WÖRTERSETZEN hat Buchers Tage, Nächte, Jahre ausgefüllt. Das Resultat hat kurz und bündig ausfallen, ein Stichwort sein, eine Widmung bedeuten können: «dankbar für n. n.» / «einfach so» / «besonders + exklusiv» / «schön, dass Sie...». Noch einer wie ich mit berufsbedingter Distanz zum

Zürcher, dann in Zelg-Wolfhalden, dann in der Rütegg bei Oberegg lebenden Schriftsteller sowie mit divergierenden Interessen, hat über die weithin simultan durchlebten Jahrzehnte Dutzende Kartengrüsse / Danknotizen / Lese-Echos / Kunden- und Abo-Begleit-Schreiben erhalten und aufgehoben. Seit dem 15. Januar sind solcherlei kugelgeschriebene Autographen «Nachlass»!

ANDERERSEITS, WAS DAS SÄTZEMACHEN ANGEHT, das Bücher-schreiben, den Auftritt mit 160 oder 540 Seiten Erzählprosa – 1981 das Vatergedenkbuch *Ein anderes Leben*, 1998 der *Unruhen*-Roman – dazwischen und danach die unter dem Pseudonym Jon Durschei publizierten Krimis *Mord in Luzern / Mord über Waldstatt / Mord auf ... / Mord am ...* – wieder sind Tage, Nächte, Jahre ins Literaturverfertigen investiert. Und es resultiert, was grundsätzlich langen Atem braucht: Arbeit am autobiographischen Stoff, am Erzählkosmos. Das setzt eine eigene Beharrlichkeit voraus (schweizerisch: Sitzfleisch bzw. Sitzleder), jedenfalls eine ganz andere Konzentration als fürs lyrische Parlando, für die poesiesatte Suada sonst in Buchers Gedichtbänden.

BUCHER ALSO EIN WORTEMACHER VIEL EHER DENN EIN SCHWEIGER. Auf eine Schreib-Passion hat, auch nach meiner Auffassung, leidenschaftliches Lesen zu antworten. Das kann, wer will, Werner Bucher mühelos nachweisen. Bereits der gut 20-Jährige muss ausdauernd ein Leser gewesen sein – und diesbezüglich ein Exhibitionist: In der Monatszeitschrift «clou» (Mai/Juni 1963) tischt Bucher Hölderlin und Borchert und einen «Tollkühnen» auf (Selbstbildnis?); in vorangehenden «clou»-Heften hat er, 23-jährig, mit dem Gedanken gespielt, an die «Peripherie» der Zivilisation

zu fliehen, dorthin, wo man (negativ:) «Mechanismen und Konventionen» entkommen, wo man die «Spielregeln der Gesellschaft» ausser Acht lassen könne; dorthin, wo (jetzt positiv:) Kaffee angeboten, Wein ausgeschrieben werde und wo einer – ich füge das an – extensiv lesen dürfe.

Wir Heutigen assoziieren unwillkürlich die Jahre, die Werner Bucher und seine Frau Irene Bossart im «Kreuz» in Zelg-Wolfhalden verbracht haben. Aber da war Werner Bucher schon über Jahre her der «orte»-Herausgeber, der «Freispiel»-Autor, der «Brosmete»-Verfasser, der Leserbrief-Schreiber, der Verfasser kulturkritischer Essays im Ostschweizer Feuilleton; war sowohl Wirt als auch Redaktor als auch Regisseur von «Literaturtagen», eigentlich Schriftsteller-Treffen – und eben belesen!

1974 IST SEIN ERSTLING, die Gedichte-Sammlung *Nicht solche Ängste, du...*, bei Bläsche in Darmstadt erschienen. Es reden Buchers Lyrik-Bände zwar immer auch von ihm und mit sich (mit sich als sogenanntem «Wortsucher»); aber von Anfang an, siehe oben, ist neben Hölderlin Borchert evoziert, man findet den Maler Toulouse-Lautrec gelobt oder kritisiert, den Chansonnier Léo Ferré, den Romancier Yves Velan, findet die Nobelpreisträger Neruda und Quasimodo aufs Tapet gehoben und immer wieder erwähnt Schweizer Dichter wie Walter Gross, Robert Walser, Albin Zollinger. Weit gezogen hatte Bucher seinen Horizont schon Jahre davor: vermittelt der beiden Werkstatt-Bände *Schweizer Schriftsteller im Gespräch*, 1970 und 1971 zusammen mit Georges Ammann herausgebracht. Eine verdienstvolle Reihe von Porträts sozusagen aller, die vor nunmehr 50 Jahren schon oder immer noch im Scheinwerferlicht des Literaturbetriebs gestanden haben.

VOM DARMSTÄDTER BEZAHL-VERLAG ZUM EIGENEN VERLAG!? Zu Buchers literarischem Gesamtwerk gehört eine unfröhliche Pilgerschaft. Diejenige von Verleger zu Verleger. Buchers dritte und fünfte Gedichte-Publikation erscheinen in seinem eigenen orte-Verlag, die zehnte auch, im Jahr 2011 dann wieder die *Rütegger Gedichte*. Wer Bucher als Leser hat folgen und seine Titel als Bücherwart hat sammeln wollen, bewahrt Veröffentlichungen auf ebenfalls vom (alphabetisch:) Appenzeller Verlag, von Werner Classen, von eco, Hans Erpf, Pendo, Rauhreif, Sauerländer, vom Waldgut in Frauenfeld. War da einer allzu deutlich «Durchbeisser» (Paul Nizon), Rebell, Einsprecher, «Protestant»?

ODER – ANDERE FRAGE: Obs daran liegen kann, dass Bucher im KLG, dem seit 1978 ausdauernd erweiterten «Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur», fehlt? Würdigungen im Feuilleton, Besprechungen in Tageszeitungen hat er viele erfahren. Wohlwollen vielleicht nicht von allenthalben. Mir ist, seit wir uns geduzt haben, Buchers «Pol-Begabung» aufgefallen:

- 1975 hat Bucher in einem von der «literarischen Tat» veröffentlichten Gedicht Zürich, die Stadt, sowohl gelobt als auch verrufen.
- Jahre davor wirkt er entschlossen, ein Réduit zu suchen und fern vom Rummel («an der Peripherie») sein Glück zu finden; angefochten indessen sind und bleiben der scheint allgemeine «Familienegoismus» sowie «die Nur-Selbstverwirklichung» («clou»-Heft 7/1961).
- Jahre nach 1975 besingt er das ländliche Abseits im Ausserrhodischen, später das Dasein auf dem anderen, dem Innerrhoder Hochsitz überm Bodensee, aber beidenorts ist ihm täglich jemand im Weg.
- Bucher zeichnet sich als Journalist aus und eckt als Journalist an.
- Er scharft eine auffällig treue Crew von Literaturzeitschrift-Redaktoren um sich, feindet jedoch – auch das bereits im frühen Schaffen und, meines Erachtens, völlig unnötig – Zeitgenossen an, schriftstellende und andere.
- Er gefällt sich als Sonderling und wirkt doch, allerdings selektiv, als Begegnungs-Genie.

WORTEMACHER, BUCHAUTOR, ORTE-HERAUSGEBER... Buchers Talent, Menschen zu begegnen, ist in anrührenden Darstellungen zeit seines Daseins wieder und wieder belegt.

Auch in Wertungen. Mehrerer erinnere ich mich gerne, zum Beispiel der Auffassung Paul Nizons, er habe Buchers «Ausbruch aus der Sprachlosigkeit» gelesen «mit wachsender Beteiligung»: «diese saloppen, zähneknirschend wuterfüllten, unterschwellig traurigen und sehnsüchtigen, dann wieder rabiaten, nebenbei schüchtern schönen Zeilen». Das ist zu Buchers Erstling notiert. Es gäbe auch Vorwurfsvolles.

HIER JEDOCH, ZUM SCHLUSS, sollen zwei Würdigungen unvergessen sein. Die eine, ein Essay von Peter Morger (gestorben 2002), erschien in den «Bodensee-Heften» (1/1990), die zweite, ein zwölfseitiges «Bildnis» von Louis Mettler (gestorben 2001), in einem Band mit Appenzeller Porträts (Herisau 1997). Beide Verfasser mache ich zu Gewährsleuten, beide – und nun eben Werner Bucher auch – dürfen oder müssen wir Lebendigen, warmherzig oder demütig, Mettlers Titelgebung unterstellen: das Buch hiess *Bodennah*.

MORGER ÜBER BUCHERS PROSA: «Schnell, flott, vibrierend im Fluss wirkt diese Prosa, männlich, mutig und zart, selten weit in die Tiefe lotend. Frauen spielen eine wichtige Rolle; unsentimental Erotisches klingt auf.»

METTLER ÜBER BUCHERS LYRIK: Seine Gedichte «sind direkt, ohrgängig, bitter-humorvoll, zynisch dann und wann. «Man darf nicht dichten beim Dichten», zitiert Werner Bucher Ludwig Hohl.»

Was zu finden ist

Stilles Leben über dem See, weiter unten nichts als Dreck, Lärm & tödliche Luft. Auch hier im Noch-Schönen fehlt eine Gerechtigkeit, die Betrug nicht in ihr Vokabular aufnimmt. So viele Dichter erklären, der See sei ein Märchen, ich aber höre nah am Ufer ununterbrochen einen Fluss, der Autobahn heisst, ziehe landende Jets in mein Herz, von Verbrechern bevölkert & bewundert von Mamis & ihrem Kinderwagen-Inhalt. Ich suche den richtigen Stein, ich finde ihn.

Stilles Leben über dem See.

(Aus Werner Bucher: *Weitere Stürme sind angesagt*, Appenzeller Verlag 2002)

Unser aller Wirt

Zum Tod von Renaldo Matteo «Pitsch» Piccinin, ehemaliger Wirt des «Alt St.Gallen» – Erinnerungen eines Zweittischlers.

Text: Andreas Niedermann



Im Eingang seines Lokals: Wirt Renaldo Matteo Piccinin. (Archiv: Yvo Egger)

Es gibt eine goldene Regel für Fremde in einer fremden Stadt. Man suche sich eine Beiz, in der man sich wohlfühlt, schlage dort sein Hauptquartier auf, und alles andere ergibt sich von selber. In St.Gallen hätte ich mich vermutlich für das «Alt St.Gallen» entschieden. Und mit Sicherheit hätte ich genau jene Leute kennengelernt, die ich auch sonst kennengelernt habe; dort hinten, wo die notorische Beiz den Schlusspunkt der an Beizen nicht armen Engelgasse setzt und im Verbund mit dem «August» den Verteidigungswall gegen die Zumutungen der Rosenbergstrasse und des Rosenhügels bildete.

Dort hätte ich mich an einen dieser wuchtigen Vollholztische gesetzt, mit der tonnenschweren, eingelegten Schieferplatte, unverrückbar im gnädigen Dämmer, wo Pitsch hinter dem Tresen steht, auf seine typische Art, grauköpfig und vorgebeugt, «avec des cheveux aux quatre vents», (Georges Moustaki) eingehüllt in die Schwaden seiner ewigen Zigarette. Wenn man aus der Sonne hereinkam, war er kaum zu sehen, so sehr schien er an seine Beiz angepasst, an dieses Licht, das durch die handdicken Butzenscheiben auf geheimnisvolle Weise doch herein fand.

Aber eigentlich ging man nie allein in den «Alten». Und eher nicht mit der Freundin. Man ging mit den Kumpels hin. Um zu trinken, um am Töggelichaschte «Chrönl» (Kronenburg Bier) auszumachen, einen Canadian Club, und um die beste Jukebox ever zu füttern, Mister Acker Bilks Klarinettensoli zu hören, Frank Sinatra oder «s'Träumli» von den Bossbuben.

Ich habe die von Niklaus Meienberg beschriebene Guillotine nie zu Gesicht bekommen. Sie soll angeblich in einem Schrank verborgen sein und für 20 Rappen vom Wirt gezeigt werden. Ich hätte mich nicht getraut, mit einem solchen Ansinnen an Pitsch heranzutreten, nicht mal im Vollrausch. Sein Spruch war rau und scharf, selten ohne Spott, und wenn es einen traf, war es am besten, man lachte mit den anderen mit, wenn auch nicht unbedingt in der ihm eigenen Pitsch-Manier: eine Lache, die aus ihm herauskachelte wie ein mittlerer Bergsturz.

Ich kann mich nicht erinnern, dass wir je am ersten Tisch gegessen sind, an jenem direkt vor der Theke. So prominent und

gefährlich waren wir nicht. Wir waren typische Zweittischler, sassen meist an jenem, von dem man bei offener Tür die Engelgasse im Blick und es nicht weit zur Jukebox hatte.

Das war zu einer Zeit, in der die meisten von uns chronisch klamm waren (hat sich daran was geändert?). Ich habe mich gefragt, ob Pitsch hätte anschreiben lassen – ich habe es nie versucht. Vermutlich hätte er es nicht ausgeschlagen, aber die Zusage mit einem seiner Blicke begleitet: Du weisst, was du tust, ja? Und: Willst du das wirklich? Der Blick eines besorgten Paten. Denn, wie er sagte: «Wer keine Mäuse hat, kann sich auch kein Kätzchen halten.»

Er hatte sein Geschäft im Griff. Und das war bei dieser Klientel nicht ganz unwichtig. Seine vielen Anekdoten und Storys waren geprägt von Lakonik, Menschenkenntnis, gelassenem Pragmatismus und einer rauen Freundlichkeit. Einmal erzählte er, wie der Nachbar vom oberen Stock, ein Mann mit einem, nun ja: Alkoholproblem, in Panik vor ihm stand. Überall in seiner Wohnung seien Spinnen. Pitsch griff sich die nächstbeste Spraydose und ging mit dem Mann in dessen Wohnung. «Dann hab ich», erzählte er, «mit dem Spray überall herum gesprüht. Jetzt sind alle tot, siehst du? Und damit war alles wieder gut.»

Vor ein paar Jahren, Pitsch war längst nicht mehr Wirt und ich längst in Wien, erzählte mir ein Freund aus «Alten»-Tagen, dass er ihn im «Krug» angetroffen habe. Beim Kartenspiel. «Ich hab ihm gesagt, dass du gerade in der Stadt bist, und er hat nicht etwa gefragt, wies dir geht oder so, sondern nur gesagt: Suuft er no?»

No na net! Was denn sonst? Er war mein Wirt. Unser aller Wirt.

Am 3. Januar ist Renaldo Matteo «Pitsch» Piccinin gestorben. Er wurde 78 Jahre alt.

Tod eines Helden

Die St.Galler Cie Buffpapier bringt eine Adaption des Kultcomics «Flash Gordon» aus den 30er-Jahren auf die Bühne – und in den Wrestling-Ring.

Text: Peter Surber



Falsh Gordon, gespielt von Christophe Carrere. (Bild: pd)

Die Szenerie hat etwas halb Gespenstisches, halb Surriles. Im hinteren der beiden Proberäume wärmen sich die Wrestler aus Lausanne, Kurt Simmons und Elias Richter, für ihren Kampf auf, den sie gegen den Superhelden Falsh Gordon (Christophe Carrere) führen und mit tödlicher Sicherheit verlieren werden. Die Bretter des Gevierts ächzen und knallen, wenn sich die starken Männer ein ums andere Mal auf den Rücken legen. Währenddessen wird im vorderen Raum die Szene geprobt, in der der Held stirbt – was in der Welt der originalen Figur Flash Gordon und des Comic-Heldentums schon mal undenkbar wäre.

Das Ensemble intoniert mit Pauke, Tschinellen, Helikon, Trompeten und Gesang eine der grandiossten Trauermusiken: den Introitus zur *Funeral Music for the Death of Queen Mary* von Henry Purcell aus dem Jahr 1695. Es läuft einem kalt den Rücken herab. Die Frauen (Angela Nieman, Viviane Borsos, Franziska Hoby) heulen herzerweichend, sie wollen es nicht glauben, «de Falsh isch doch unschterblich, ohni en goht d'Welt under», das Klagen schwillt immer mehr an, bis der Mann mit der Trompete, Leon Schaetti, die Klageprozession abbricht: «Es isch e Lüüg. E Lüüg. Di Mächtige hetted gern, dass er tot isch. Aber er wird zruigg cho.»

Der Gute gegen die Bösen

Die Cie Buffpapier probt ihr neues Stück, und aus Flash Gordon ist *Falsh Gordon* geworden. Das ist mehr als eine Buchstabenverdreherung. Stéphane Fratini, der das Stück ausgeheckt hat und Regie führt, hat sich mit dem in den 30er-Jahren von Alex Raymond erfundenen Comic-Helden zwar intensiv beschäftigt. Die Bücher mit den Reproduktionen der Originalcomics, ab 1934 in wöchentlichen Fortsetzungen in der Sonntagspresse erschienen, liegen auf einem Stapel im Proberaum. Aber es geht ihm um mehr als ein Helden-Reenactment. «Wir spielen nicht die

Geschichte nach», sagt Fratini und blättert durch den Comic: auf jeder Seite ein Kampf. Bei Buffpapier wird die Dauerprügelei des Originals auf einen zentralen Wrestling-Kampf konzentriert.

Die Vorstellung vom Weltuntergang, von der Apokalypse ziehe sich durch fast die ganze Menschheitsgeschichte, und ebenso der Traum vom perfekten Retter, wie ihn Flash Gordon verkörpere, sagt Fratini. Falsh steht für das «Gute», die zwei «Apocalypse Fighters» für das «Böse». Beim Wrestling sei dabei nie ganz klar, was Show und was Ernst sei. Die Show-Idole verkörpern, wie die Comic-Helden, als eine Art Religions-Ersatz die Hoffnung auf Rettung und Seelenheil. Und zugleich ist Wrestling «Big Business». In den USA werden damit Millionen verdient. Im Stück von Buffpapier lädt das Unternehmen «Ming Entertainment» zum Kampf. Und auch hier ist die Fankultur ein zentraler Teil der Geschichte – «denn was wäre ein Held ohne seinen Fanclub», sagt Fratini.

Ein Macho-Stoff? Ja, schon, sagt Franziska Hoby, Co-Leiterin von Buffpapier und hier als Schauspielerin dabei – aber auf eine höchst ironische Weise. «Ich habe nicht gern moralische Stücke.» Das Publikum soll sich seinen eigenen Reim auf das Geschehen machen können. Auch Stéphane Fratini will alles daran setzen, «nicht in die pathetische Falle zu geraten». Bei der grotesken Ästhetik, wie sie Buffpapier pflegt, dürfte diese Gefahr allerdings klein sein. Darüber hinaus aber kontrastiert das Stück die Heldenstory mit der Geschichte des kurdischen Flüchtlings Ahmet Öyazar, die als Rahmen um *Falsh Gordon* gespannt wird.

«Die Wissenschaft überwindet alle Schwellen – sogar die Gefühle der Menschen», sagt Dr. Zarkov im Original-Flash-Gordon einmal. Der Wissenschaftsgläubigkeit von damals antwortet Buffpapier mit Heldenskepsis. Und mit einem Plädoyer nicht für die Macht des Stärkeren, sondern für die Stärkung von Freiheit und Demokratie.

Für einmal ein richtig «grosses» Stück

Bei der Probenarbeit wurde viel aus Improvisationen entwickelt – und dies dreisprachig. Die französisch-italienisch-schweizerische Truppe zählt 12 Köpfe, für eine Produktion im freien Theater aussergewöhnlich. Finanzierbar ist dies dank der auf zwei mal drei Jahre angelegten Schwerpunktförderung der Compagnie durch den Kanton St.Gallen. Sie dauert noch bis 2020, ermöglichte zwar auch nur bescheidene Löhne, aber immerhin eine gesicherte Produktionszeit, in diesem Fall von rund drei Monaten, sagt Fratini.

Schwieriger sehe es mit Auftrittsorten aus – wiederum wegen der Grösse, aber auch, weil die Kunst der Buffpapiers zwischen die üblichen Schubladen von Theater, Tanz, Zirkus oder Performance falle. *Falsh Gordon* ist bisher in St.Gallen im Palace und in Bern im Toyo-Theater geplant.

Falsh Gordon: 13. bis 17. März, je 20.15 Uhr (Sonntag 18 Uhr), Palace St.Gallen
buffpapier.ch

Max Dudler erklärt Bibliotheken



Max Dudler: Stadtbibliothek Heidenheim

Die St.Galler Publikumsbibliothek ist bekanntlich nur provisorisch in der Hauptpost untergebracht. Kanton und Stadt wünschen sich einen Umzug ins Zentrum, ins Union-Gebäude. Der Planungswettbewerb für einen Um- oder Neubau wird aber frühestens gegen Ende 2019 starten. Zeit also, sich mit der Bibliothek der Zukunft zu befassen. Der Verein Pro Stadtbibliothek lädt deshalb im März, April und Mai zu einer dreiteiligen Vortragsreihe ein und stellt die Frage: «Welche Bibliothek wollen wir?»

Als erster Referent berichtet Architekt Max Dudler über «vorbildliche Bibliotheksbauten». Dabei kann er aus den Vollen schöpfen, hat er mit seinem international tätigen Büro doch schon über ein Dutzend Bibliotheken entworfen. Zu den jüngsten gehört das Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität Berlin mit der grössten Freihandbibliothek Deutschlands. Von treppenartigen Terrassen des zentralen Lesesaals aus – er erinnert an den Raum einer Kathedrale – sind 2,5 Millionen Medien zu erreichen. Im humboldtschen Sinne werden in der Bibliothek Wissensgebiete zusammengeführt und die Besucher so angeregt, Neues zu entdecken. Dudler will auch am zentralen Lesesaal und seiner architektonischen Überhöhung festhalten. Bibliotheken sollen nicht aussehen wie Einkaufszentren.

In der Stadtbibliothek von Heidenheim, einem anderen Neubau des Büros von Max Dudler, gibt es neben den Büchern auch ein Café mit Balkonen, auf denen man sitzen und lesen kann, mit einem Platz, wo alle rumhängen können. Die Menschen strömen hin, die Identität der ganzen Stadt habe sich so verändert, stellte der Architekt im letzten Sommer in einem Interview in der «NZZ am Sonntag» fest. Die Bibliothek sei eben ein echtes öffentliches Gebäude.

Max Dudler hat eine persönliche Beziehung zum Buch. Schon als Jugendlicher in Altenrhein, wo er aufwuchs, habe ihn Buchkultur fasziniert: «Buchkultur, das war für mich die grosse Stadt. Vor allem Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre in Paris hatten immer ein Buch unterm Arm. Das war für mich ein Lockruf. Ich war vielleicht 13, 14 Jahre alt und wollte weg aus der Ostschweiz, in die Grossstadt.» So schilderte er seine Erinnerungen dem

Kulturjournalisten Gerhard Mack im erwähnten Interview.

Eine Bibliothek ist für Dudler ein Ort, an dem die Stadt weitergebaut wird: «Sie können dort Menschen treffen, einfach so sitzen oder auch ruhig arbeiten, sie können einen Kaffee trinken gehen, jemanden kennenlernen.» Auch das Erotische spiele eine Rolle, gilt doch das Berliner Grimm-Zentrum als grosser Kontakthof.

Im Rahmen der «Rorschacher [Stein] Fachgespräche» des Steinbruchunternehmens Bärlocher stellte Max Dudler vor ein paar Jahren auch «eine typologische Ähnlichkeit in der Beziehung zwischen Buchstabe und Zeile, zwischen Buch und Regal und nicht zuletzt zwischen Regal und Haus» fest. (rh)

Welche Bibliothek wollen wir?

22. März mit Max Dudler:

Beispiele von vorbildlichen Bibliotheksbauten

5. April mit Mathilde Served: Bibliotheken als Begegnungszonen

10. Mai mit Pius Knüsel: Bibliotheken ohne Bücher, Bücher ohne Papier

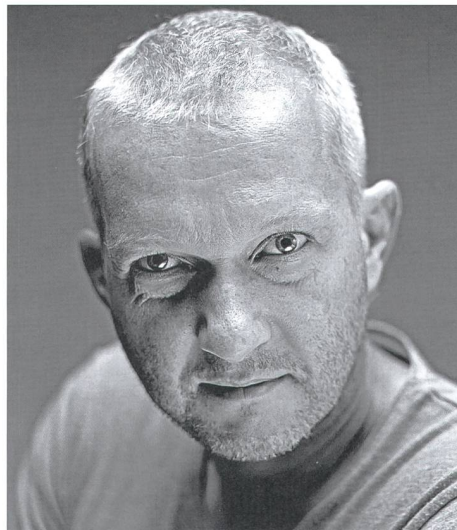
Jeweils im 19 Uhr im Raum für Literatur in der Hauptpost St.Gallen

hauptpost.ch

hauptpost.ch

Kabarett

Survival of the Hoselotteri



SimonENZLER

«Wahrhalsig» heisst SimonENZLERS neues Programm. Und immer wieder bleibt einem die eine oder andere Wahrheit im Hals stecken, wenn der Innerrhoder Kabarettist den Finger auf gesellschaftlich wunde Punkte legt, sie freilegt und genüsslich Salz (oder noch lieber Aromat) hinein streut. Das macht er wie gewohnt mit einer Doppelbödigkeit, die sich nicht allen beim ersten Zuhören sofort erschliesst. So können am Ende auch jene zufrieden nach Hause gehen, die sich vor allem daran freuen, dass ENZLER wieder in den wüstesten Tönen über die Schwaben, die Zürcher, die Thurgauer, die Österreicher, die Ausserrhölder oder «kroatische Schleimzipfel» (Fische im Balkan, die nicht an die Angel wollen)

herzieht, und dass endlich wieder einmal einer sagt, was andere sich nicht trauen.

Dabei geht es ENZLER selbstredend nicht um simples Nachbarschafts-Bashing. Auch wenn er sich über die fantasielose Verwendung von Emojis oder über Fruktarier-, Flexitarier- und andere Ernährungs-hyperventilisten, die sich gerne mal eine Laktoseintoleranz herbeiwünschen, lustig macht: Das ist nicht bloss despektierliche Schnöselei eines (etwas) älter werdenden Appenzellergrinds über eine zunehmend globalisierte Welt und den vermeintlichen Wertezerrfall, womit der Überforderte nicht mehr umzugehen vermag – auch wenn man ENZLERS Bühnenfigur da und dort allzu gerne beipflichten möchte. Das ist keine Rückbesinnung auf Althergebrachtes und Tradition, welche der gesellschaftlichen Scheuklappen-Fraktion vermeintlich Halt und Stärke verleiht. Viele Leute mögen sich in ihrer moralischen Orientierungslosigkeit an festgefahrene Identitäten klammern. Eine solche Haltung bricht ENZLER etwa dort auf, wo er erklärt, warum eben die Angsthasen dieser Welt und nicht die Mutigen und Vorgescher (Jäger/Sammler oder Unternehmer) überleben: «Survival of the Hoselotteri.»

Wenn der Pfarrer dem kleinen Bühnen-Simon erklärt, wie man in den Himmel kommt, wird klar, dass Wahrheit meist nicht das ist, was wahr ist, sondern was überzeugend behauptet und darum geglaubt wird. Und wenn selbst die geglaubte Wahrheit einmal schmerzen sollte, dann kann man immer noch den Kopf in den Sand stecken, Most trinken und ganz einfach den Perseidenregen am Augusthimmel geniessen. In diesem Spannungsfeld bewegt sich der Abend mit SimonENZLER: zwischen bitterbösen Zoten über kleinbürgerliche Campingerlebnisse und verquer-philosophischen Betrachtungen über das humanitäre Potential von Schweizer Handgranaten, die in den arabischen Raum exportiert werden.

Das Programm mäandert angenehm zwischen Oberflächen-Kabarett und Gesellschaftssatire. Tempo und Atempausen halten sich die Waage. Und erstmals stehen die einzelnen Nummern nicht mehr für sich alleine, sondern finden in der Figur des ehemaligen kantonalen Sozialarbeiters, der nach einem frustrierenden Abstecher in die Privatwirtschaft ins Amt zurückkehrt und darum gern wieder «Zwischenmensch» wird, einen roten Faden durch das Programm. Ein äusserst unterhaltsamer Abend mit nachdenklichem, beinahe poetischem Performance-Schluss. Die Vorpremieren in der St.Galler Kellerbühne waren nicht umsonst schon Wochen vorher ausverkauft. Jetzt geht ENZLER zuerst auf Schweizer-tournee, aber bereits Ende April und dann wieder Ende Mai gastiert er wieder in ostschweizerischen Gefilden. (hrt)

13. bis 16. März Casinotheater Winterthur

25. und 26. April Zeltainer Unterwasser

24. Mai kath. Pfarreizentrum Flawil

simonenzler.ch



Yoan Mudry: DIRTY GHOSTS – Motorized shoes, 2017

«Macherinnen und Macher sehen in der Digitalisierung unzählige Chancen für neue Produkte und Dienstleistungen, die in rasanter Geschwindigkeit bisherige Modelle ablösen und dem Wohl der Menschheit dienen sollen. SkeptikerInnen sehen darin ein neues Gespenst, das umgeht und Jobs vernichtet.» Digitalisierung, Fluch oder Segen? Die alte und bisher nicht eindeutig zu beantwortende Frage treibt den Wiler Marcel Cello Schumacher, ausgebildeter Marketing- und Kommunikationsspezialist, und seine Crew um. Sie laden darum zum Dialog, genau gesagt: zum Digalog. So nennt sich die dreitägige Veranstaltung Ende März in der Lokremise Wil. Sie fragt nach dem Verbindenden statt dem Trennenden der beiden «Welten», und dies mit den Mitteln der Kunst.

14 Kunstschaffende stellen ihre Werke zur Diskussion. Bekannte Namen aus der Ostschweiz sind darunter: «Altmeister»

Andy Guhl, Künstler und Architekt in St.Gallen, Klangforscher und Spezialist der «gehackten Alltagselektronik», und der St.Galler Fotograf und Multimedia-Künstler Stefan Rohner. Die weiteren Mitwirkenden kommen aus der Westschweiz, dem Tessin und dem Mittelland. Neben den Kunstwerken soll auch eine Podiumsdiskussion die Grenzbereiche und Überschneidungen zwischen analogem und digitalem Tun und Denken beleuchten. Die Lokremise als «Schnittstelle von der industriellen zur digitalen Revolution» eigne sich als Veranstaltungsort ideal, schreiben die Initianten. (Su.)

digalog art festival: 29. bis 31. März, Lokremise Wil
digalog.ch

Alle Jahre wieder wird auch in St.Gallen der Internationale Tag der Frau gefeiert. Die letzten Male im ehrwürdigen Raum für Literatur in der Hauptpost St.Gallen, dieses Jahr in der flotten Grabenhalle.

Das grosse Thema an diesem 8. März: Stop Hate Speech. Der Begriff Hate Speech (deutsch: Hassrede) ist politisch zu verstehen und meint verschiedene Formen von verbaler Gewalt. Will heissen: Worte und Bilder werden bewusst und gezielt als Waffe eingesetzt, um andere Menschen abzuwerten, anzugreifen oder zu bedrohen. Laut einer Umfrage des Europarats sind vor allem LGBTIQ*-Menschen davon betroffen, gefolgt von Muslimen und Frauen. Die verbale Gewalt existiert auch im analogen Leben, beschäftigt aber vor allem die Netzgemeinde in Form von Hasskommentaren und Memes (Bildmontagen, GIFs oder Videos).

Der Freudentag beginnt auch dieses Jahr mit der Frauenbar am Bärinnenplatz in der St.Galler Marktgasse, musikalisch begleitet von Charlotte Weniger am Saxophon und Susanne Scheier an der Gitarre. Am Abend geht es in der Grabenhalle weiter mit einem Nacht, zwei Referaten und einer Podiumsdiskussion. Zu Gast sind Sophie Achermann, die Geschäftsführerin des Schweizerischen Frauendachverbandes Alliance F, und die Philosophin Deborah Mühlebach.

Sophie Achermann wird von der neuen Kampagne «Stop Hate Speech» berichten, die gegen Anfeindungen und Diskriminierung im Internet vorgeht. Mithilfe eines «Hate Speech Radars», einem Algorithmus, der von einer aktiven Community lernt, soll Hate Speech im Netz aufgespürt und anschliessend von der Community mittels Counter Speech zurückgewiesen werden. Achermann erklärt, wie frau bei diesem Projekt mitmachen kann, wie man als Beobachterin reagieren soll und welche Optionen es für die Betroffenen gibt.

Danach beleuchtet Deborah Mühlebach den Zusammenhang zwischen Sprache und Diskriminierung. Dabei geht es um die Ausschlussmechanismen der männlich geprägten Sprache, um sprachlich reproduzierte Machtverhältnisse und den Hass, der marginalisierten Gruppen entgegenschlägt, wenn sie auch sprachlich ihre Räume einfordern.

In der anschliessenden Podiumsdiskussion mit den beiden Fachfrauen geht es noch einmal ganz konkret um das Thema Hate Speech: Wie hat sich die Situation entwickelt? Gibt es eine Zunahme? Woher kommt Hate Speech? Was ist die Motivation dahinter? Gibt es einen Zusammenhang zwischen Sprache und Handeln? Und schliesslich: Was wären die Lösungen? Was sagt das Gesetz? Und welche Kampagnen gibt es?

Hate Speech ist ein beelendendes, ein hartes Thema. Umso wichtiger ist der gesellige (auch dieser Ausdruck ist ein

Beispiel männlich dominierter Sprache) Teil danach, die Feier, das Palavern, das Tanzen. Die Konservenmusik dazu liefern RuuDC, pa-tee, Angélique und Inge. Viel davon hören wird frau allerdings nicht, denn es ist eine Silent Disco. Das mag etwas schräg wirken angesichts des hohen Feiertags aller Frauen, an dem sie eigentlich laut, ungebündelt und polterig von sich reden machen sollten, ist aber irgendwie auch eine feine Idee: Jede kann ihren eigenen Kanal wählen und in diesen lauten, unverschämten Zeiten ist ja manchmal Stille gleichbedeutend mit Krach. (co)

stophatespeech.ch

Kino Fair handeln, fair produzieren: Das geht

Es muss doch einen anderen Weg geben. Und es gibt ihn – davon handelt der Film *Fair Traders*. Er porträtiert zwei Unternehmerinnen und einen Unternehmer, die sich für eine radikale Neuorientierung entschieden haben: Sina Trinkwalder, frühere Besitzerin einer Marketing-Agentur, fertigt heute Zero-Waste-Kleider mit Angestellten, die auf dem Arbeitsmarkt kaum eine Chance hätten. Der Textilingenieur und ehemalige Garnhändler Patrick Hohmann hat in Indien und Tansania zwei Grossprojekte für die Herstellung von Bio-Baumwolle aufgebaut. Und die ehemalige Kindergärtnerin Claudia Zimmermann betreibt heute einen Biohof mit angeschlossenen Dorfläden und engagiert sich gegen Food Waste. Faire Arbeitsbedingungen und biologische Herstellung mit dem Kostendruck der freien Marktwirtschaft zu vereinbaren, ist für die drei ein ständiger Balanceakt – doch sie beweisen, dass es wirtschaftlich möglich ist, sozial, ökologisch und gleichzeitig erfolgreich zu produzieren.

Der Schweizer Regisseur Nino Jacusso sagt, er sei nach seinem letzten Film *Shana – The Wolf's Music* vor allem von Jugendlichen mit der Sorge um die Natur konfrontiert worden. Dies habe ihn bewogen, der Frage nachzugehen, wie ein ökologisches Wirtschaftsmodell nach dem Neoliberalismus aussehen könnte. Bei seinen Recherchen ist er auf die drei Pioniere gestossen.

Dem Regisseur sei es nicht um Selbstgenügsamkeit zu tun, schreibt Yvo Egger in der NZZ. «Wohl aber zeigt er Leute, die in dem, was sie tun, Sinn erken-



nen – und Befriedigung daraus schöpfen, dass dieses Tun auf dem Prinzip der Fairness basiert.» Sina Trinkwalder etwa sage, es seien in erster Linie Grossfirmen gewesen, von denen sie Unterstützung erfahren habe – im Unterschied zu den kleineren. «Hier wird also auch nicht das Lob des «Kleinen» auf Kosten des «Grossen» gesungen. Weltverbesserisch? Nicht die Spur. Aber optimistisch.» (red)

Im März im Kinok St.Gallen

Solidarität Jassen für Guatemala

Gejast wird gut schweizerisch: Schieber mit Obenabe und Unenufe. Aber das Rojinegro-Preisjassen hat mehr im Sinn: Auch mit der Welt soll es wenigstens ein bisschen «ufe» statt «abe» gehen. Der Erlös kommt daher nicht ins Jasskässeli, sondern wird gespendet. In diesem Jahr sollen Menschen in Guatemala profitieren. Der Fonds des Guatemala-Netzes Zürich dient dazu, Menschenrechtsverteidigerinnen und -verteidiger, die im Kampf für kollektive Rechte in wirtschaftliche Not geraten, für eine beschränkte Zeit konkret und unbürokratisch zu unterstützen. 2018 kamen immerhin rund 12'000 Franken zusammen, die einer Schule in Nicaragua überwiesen wurden.

Rojinegro wurde vor 30 Jahren in St.Gallen als Solidaritätsjassen ins Leben gerufen. Sinn und Zweck ist die Unterstützung von Hilfsprojekten in Mittelamerika. Sinn und Zweck ist es aber auch, Spass zu haben und Geselligkeit zu pflegen. (Su.)

Rojinegro Preisjassen: 23. März, 13 bis 22 Uhr,
Militärkantine St.Gallen

rojinegro.ch

Das Gedicht

Weil ich es kann

Mein Tag beginnt in aller Ruh'
mit Kaffee «Crema» aus Peru.
«Arabica» vom Fuss der Anden,
wo früher dichte Wälder standen.

Doch jetzt ist Kaffee überall,
denn Kaffee macht den Geldsack prall.
Das weiss auch Juan und pflanzt gekonnt
den Kaffee bis zum Horizont,

pflanzt immer mehr, damit er dann
schön billig produzieren kann.
Denn Jacobs zahlt in jedem Jahr
ein kleines bisschen weniger.

Inzwischen geht Juan gebückt
und hat sich fast kaputt gepflückt.
Und weil der Juan nicht mehr so kann,
holt Jacobs sich jetzt Diego ran,

denn Diego ist noch jung und fit
und macht die Scheisse super mit.
Sein Konterfei ziert das Paket,
das da so selbstverständlich steht

als wüchse Kaffee ganz normal
bei uns im Supermarktregal.
Egal, der Alltag ruft zur Pflicht,
viel Zeit zum Denken bleibt da nicht.

Ich dusche rasch und ziehe dann
den geilen neuen Anzug an
und bin voll happy – richtig fesch
und billig, weil aus Bangladesch;

genäht von Barsha – tagelang.
Ich danke ihr für diesen Fang.
Denn Barsha näht und näht und näht
für fast kein Geld von früh bis spät,

damit ich hier für fast kein Geld
erwerben kann, was mir gefällt.
Ich denke noch «wie geht das bloss?»
Da klingelt es und ich muss los.

Greif schnell zum Handy, das da liegt,
und freu mich, dass es Bibi gibt.
Denn Bibi gräbt tagein, tagaus
Kobalt in Katanga aus...

... und weiter geht sie, die unendliche Geschichte, eine Geschichte der Ausbeutung des Planeten und der Ausbeutung der menschlichen Ressourcen, eine Geschichte auch über uns als Profiteure der globalen Verschwendungssucht und über die «Grenzen des Wachstums». Die Geschichte geht weiter ... leider ...: Die vollständige Fassung des Gedichts findet man auf der Plattform Futurzwei, sein Verfasser ist Bastian Strotmann.

futurzwei.org/article/weil-ich-es-kann

Sweet Memories

Tempus fugi... Bisweilen verrinnt die Zeit während eines ausgiebigen Barbesuches derart, dass man sich bis zum letzten Schluck gar nicht richtig gewahr wird, wie rasch sich die Gläser soeben geleert haben. «Ich bin doch gerade erst gekommen», denkt man dann. Wie auch immer, unser Glas ist ausgetrunken. Ein letztes Mal rücken wir in dieser Saiten-Ausgabe vernachlässigbare Nebensächlichkeiten der Schweizer Barkultur in den Vordergrund. Wir schliessen – wie wir begonnen haben – mit Harry Schraemli: «Betrachte den Gast nicht nur als «geldbringendes Objekt», sondern [...] als Staatsbürger, der auch anderen gegenüber moralische und materielle Pflichten zu erfüllen hat.» (*Das Grosse Lehrbuch der Bar*, 6. Ausgabe, 1962, S. 91)

Ist es auch nicht bis ins letzte Detail ausformuliert, so kann man Schraemlis Mahnwort doch als Votum für eine Ethik der Bar sehen. Dies scheint heute, da Bars jedem Chichi nachrennen, nötiger denn je und zwar nicht nur im unmittelbaren Umgang mit dem Gast. Gleich vorweg: Dreh- und Angelpunkte einer Gaststätte sind weder ihr Craft-Beer-Sortiment noch ihre Vintage-Einrichtung, sondern die Personen, die in ihr arbeiten. Nichtsdestotrotz gerät angesichts der 500. Gin-Sorte im Regal bisweilen der Wald des Barwesens aus dem Blickfeld. Ähnlich stellt der Zubereitungsfetisch in der aktuellen Barista-Szene lediglich die Oberfläche dar (oder um bildhaft zu sprechen die «Crema»), an der die – händeringend auf Besserung hoffende – Gastronomiegemeinschaft vor lauter Starren auf rote Zahlen und Angst vor Konkurs so selten kratzt.

Letztlich macht aber eine «La Marzocco» auf dem Tresen noch kein Café und ein «Monkey 47» im Regal noch längst keine Bar. Kopiert wird gerne, meist aber nur die Oberfläche: all die sichtbaren Zeichen aktueller Barmode (die richtige Gin-Sorte, der richtige Bitter für den Drink, Hosenträger, Schürze und Schnauz) und das Wissen um Fertigkeiten über die Zubereitung von Getränken. Angetrieben wird dieses Phänomen in einer ersten Phase meist durch eine kleine Vorhut von Überzeugungstätern. Bald aber folgen jene, die im Barwissen vor allem eine wirtschaftliche Chance sehen. Vor lauter Imitieren und Nacheifern geht dabei leider oft vergessen, dass es am Ende die Menschen sind, die der Bar ihr Leben einhauchen – jene hinter dem Tresen ebenso wie die davor.

Schraemlis Mahnwort hat seine Berechtigung. Als Barman soll man gefälligst achtgeben, dass die Kunden ihren Zahltag nicht nur dem Suff zuführen. Darüber hinaus zielt ernstgenommene Barethik aber nicht nur auf das Gegenüber, sondern vor allem auch auf die eigene Person und damit das eigene Gewinnstreben. Denn wer den Fokus auf den monetären Erfolg verengt und die Bedeutung von Authentizität sowie der zentralen Rolle des Personals verkennt, schadet langfristig mehr dem Gastgeber als dem Gast. Nur zu oft unterläuft eine solche Engsicht die Idee, die am Anfang das Fundament eines soliden Unterfangens, einer «guten» Bar war. Es heisst also – und das gilt nicht nur für die Bar – bei aller Zukunftsorientierung, immer wieder mal zurück zu schauen und innezuhalten – «sweet memories»!

In den Shaker gibt man genügend Eis, $\frac{1}{4}$ Crème de Bananes, $\frac{1}{4}$ Tia Maria und $\frac{1}{2}$ Rahm. Man schüttle die Mischung und seihe sie anschliessend in ein Cocktailglas.

Niklaus Reichle, 1986, und Philipp Grob, 1982, Sozialwissenschaftler und Bartender, arbeiten an einem Projekt zur Aufarbeitung der helvetischen Cocktailkultur.

Ideen fürs Quartierklima

Die Klimakrise scheint übermächtig angesichts der Dringlichkeit. Und immer noch gibt es Menschen, die die Katastrophe leugnen. Und andere, die sie zwar anerkennen, aber meinen, selber nichts dagegen tun zu müssen, weil es ihrer Meinung nach ohnehin nichts bringt, ein bisschen weniger Auto zu fahren, während andere Länder mit ihren Minen und Megacities die Atmosphäre doch viel stärker verpesten.

Das ist ein feiger Ansatz, denn auch die kleinen Schritte müssen gegangen werden. Wir laden euch deshalb alle herzlich ein zum gemeinsamen Ideenaustausch, zum offenen Klimakreis. Unsere Frage: Was können wir in unseren Quartieren fürs Klima tun? Die gesammelten Ideen werden anschliessend auf saiten.ch veröffentlicht und wärmstens zur Nachahmung empfohlen.

30. März, 14 bis 16 Uhr, in der temporären Saiten-Aussenredaktion im ehemaligen Schuhhaus Walder an der Neugasse 30 in St.Gallen.

Monatstipps der Magazine aus Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Winterthur, Olten und Zug

AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Aarau trifft Wallis

Mit Reverie aus Los Angeles und KT Gorique aus Sion treffen in Aarau zwei Rapperinnen aufeinander, die Hip-Hop-Geschichte schreiben. KT Gorique (Bild) kam mit elf Jahren von der Elfenbeinküste in die Welschschweiz. Ihre blitzgescheiten Texte schweben über Musik, die sich irgendwo zwischen Old-School-Hip-Hop, Reggae und Dubstep bewegt und den Hip-Hop-Machos das Fürchten lehren.

Reverie und KT Gorique
1. März, 21 Uhr, Kiff, Aarau
kiff.ch

Programmzeitung
Kultur im Kanton Basel



Basel hinterfragt Sammelwut

Museen sind gefordert: Was früher für eine Sammlung unverzichtbar schien – etwa eine Schädel Sammlung, gilt heute als problematisch. Gegenstände wurden ihrem Kontext entnommen, Objekte aus kostbaren Materialien wie Elfenbein lösten Begehrlichkeiten aus. Die Ausstellung geht den Motiven der Sammelwut nach und stellt Fragen zum Umgang mit sensiblen Objekten.

Wissensdrang trifft Sammelwut
21. März, 18.30 Uhr (Vernissage)
bis 19. Januar 2020, Museum der Kulturen Basel
mkb.ch

BKA
Basler Kulturmagazin



Bern liebt Bass

Ester Poly, Weird Beard, Aul: Das sind nur einige der Bands, bei denen die Bündner Musikerin Martina Berther mitwirkt. Die experimentierfreudige Bassistin bewegt sich mühelos zwischen Pop, Jazz und Noise. Von Bee-flat im Progr erhält sie für drei Konzerte eine Carte Blanche. Am ersten Anlass der Reihe formiert sie sich zusammen mit den Musikerinnen Vera Kappeler und Camille Emaile und dem Musiker Hans Koch zum Mini-Orchester. **Carte Blanche: Martina Berther**
27. März, 28. April und 12. Mai,
Turnhalle im Progr, Bern
bee-flat.ch

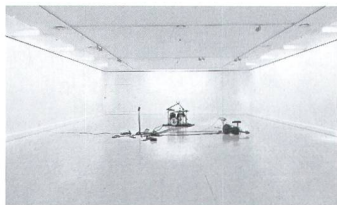
041
Die unabhängige Stimme für Kultur in der Zentralschweiz



Luzern diskutiert Filme

Die Oscars waren gestern: Die Albert Koehlin Stiftung vergibt in diesem Jahr die Innerschweizer Filmpreise an mehrere Zentralschweizer Filmschaffende. In diesem Rahmen finden während zwei Tagen öffentliche Diskussionsrunden und Vorträge statt und es werden alle prämierten Filme gezeigt. Am Samstag findet zudem ein Podium zur Frage «Wozu Filmkritik?» statt, präsentiert vom «041 – Das Kulturmagazin». **Innerschweizer Filmpreis**
9. und 10. März, Stadtkino und Bourbaki, Luzern
innerschweizerfilmpreis.ch

KuL



Das Ländle hört Jazz

Die Tangente und das TAK Theater Liechtenstein richten 2019 gemeinsam das 1. Liechtensteiner Jazzfestival aus! Das Ziel: Liechtensteiner Jazzler und Jazzlerinnen zusammenbringen und ihrem weit gefächerten Schaffen eine Plattform bieten. Das Publikum kann so an einem Wochenende in die vielfältige Jazzszene Liechtensteins eintauchen und geballte Festival-Atmosphäre erleben.

1. Liechtensteiner Jazzfestival
23. und 24. März, TAK Theater, Schaan und Tangente, Eschen
tak.li, tangente.li

Coucou



Winti gedenkt Aleppo

In den letzten Jahren war auf der Beiruter Flarniermeile Corniche ein Satz omnipräsent: «Gibst du mir Geld? Ich bin aus Aleppo.» Aleppo – Mantra des Schreckens. Die Stadt ist seit kurzem wieder erreichbar, doch nun besteht die Gefahr des Vergessens. Das Kino Nische erinnert mit der Filmreihe «Wohin, Flüchtling?» einen Monat lang an die sogenannte Flüchtlingskrise von 2015.

Wohin Flüchtling?
10., 17. 24. und 31. März, Kino Nische, Winterthur
kinonische.ch

AUSGEHEN



Olten mag Frauen

Zwischen 2000 und 2007 spielten die vier Saxophonistinnen Konzerte in der Schweiz, in Europa und in Japan. Diese mit viel Herzblut unterlegte Kontinuität beflügelte das Quartett zu charmanter und witzigen Improvisationen innerhalb ihrer Eigenkompositionen und Arrangements. Und dann ist plötzlich Schluss. Zehn Jahre später treffen sie sich spontan zum Proben und Lily is Re-Born again. **Lily Horn Is Born – Saxophon Quartett**
17. März, Vario Bar Olten
variobar.ch
lilyhorn.ch

ZugKultur



Zug feiert Frühling

Ziellos durch die Nacht stolpern, und überall spielt die Musik: Das Zuger Primavera-Festival dauert zwar nur einen Abend lang, aber packt Konzerte für einen ganzen Frühling aus. In 15 Bars und Restaurants in der Zuger Altstadt spielen Bands aus Zug, der Schweiz und Übersee jeweils den ganzen Abend lang. Also eintauchen und mitfeiern, es ist Frühling! **Primavera Festival**
29. März, ab 17 Uhr, Altstadt Zug
primavera.waldstock.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org